

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

197 (27.8.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Am Scheideweg

Maschinisierung, Mechanisierung und Rationalisierung als Produkt des menschlichen Geistes müßten der Menschheit eigentlich allgemein von größtem Nutzen sein, aber dieser technische Fortschritt hat die Menschen körperlich und geistig krank gemacht, weil er eine ganz andere Einstellung zur menschlichen Arbeit bedingt und weil er die Ernährung des Menschen fundamental geändert hat. Die heutige Medizin jedoch kann der Menschheit aus diesem Stadium nicht herausheilen, weil sie aus ihrer Einstellung heraus, nicht die Krankheit, sondern deren Auswirkungen behandelt.

Da nur sehr wenig Menschen von diesem technischen Fortschritt profitieren, die große Mehrzahl aber schwer unter seinen Schädigungen leidet, hat er uns eine Seuche, die Massenarbeitslosigkeit mit all ihren demoralisierenden Auswirkungen gebracht. Trotzdem immer weitere Kreise erkennen, daß das kapitalistische System nicht mehr der Menschheit denn je bräutlich sein kann, solange jedoch die Führer unserer kapitalistisch organisierten Wirtschaft bestimmenden Einfluß auf den Staat behalten, werden wir kaum auf Hilfe aus der allgemeinen großen Not hoffen können. Der Kampf zwischen den Führern dieser kapitalistischen Wirtschaft und den arbeitenden Massen muß ein ungleicher sein, weil bei jenen die Kapitalkraft die Massen erseht, weil sie sich mit des Kapitals Hilfe selbst die Massen kaufen können. Bei den arbeitenden Massen hat dadurch das Kapital eine Art babylonische Sprachverwirrung hervorgerufen, die den Geist verwirrt und den Körper krank macht und schließlich dazu geführt, daß die Massen sich nicht mehr verstehen und deshalb die so notwendige Einheit der Front verloren gegangen ist. Dabei könnte ihnen nur die Gesundheit des Einzelnen das Äquivalent gegen die fehlende Kapitalkraft sein. Mehr denn je bedürfen die Menschen also zu einem politischen Faktor erster Ordnung.

Aus diesen Gedanken heraus muß man ein Buch lesen, das in diesem Jahre im Rotrosenverlag erschienen ist. Unter Mitbürger Dr. Edwin Bloss schildert darin „Die Medizin am Scheideweg“ und will mit seiner neuen Lehre der Menschheit aus dem Stadium herausheilen und zwar mit einfachsten Mitteln, d. h. durch die richtige Anwendung der elementaren Naturkräfte, die im Wasser, im Feuer, in der Erde und in der Luft wirken. Mit Stänen erfährt man, wie einfach sich etwa Tophus mit alleinigen Wasseranwendungen heilen läßt, und das in viel kürzerer Zeit und mit viel mehr Gewähr für Heilung als bei der staatlich anerkannten Medizin. Wir spüren in der Medizin ähnlich starke Spannungen wie im politischen und wirtschaftlichen Leben. Bloss stellt ganz andere Begriffe auf vom Kranksein, von der Heilung auf. Er sagt: „Die Krankheit ist die Heilung; sie darf also nicht unterdrückt, nur gebändigt werden. . . Der Mensch stirbt nicht an „Bakterien“, sondern an seinem Charakter, an seinem Erbcharakter, oder an seinem Individualcharakter“. Die Bakterien sind nach Bloss nicht des Menschen Feinde, sondern seine Freunde, nicht durch sie entsteht Infektion, sondern durch das Miasma, d. h. durch Luft, Tuberkulose, Krebs und Gicht sind drei Krankheitsformen, die sich in den Generationen ineinander verweben.

Nach einer eingehenden Erklärung der hippokratischen Auffassung der Medizin stellt uns Dr. Bloss die alten vier griechischen Elemente, Wasser, Feuer, Erde und Luft als einfache und darum richtige Heilfaktoren vor. Er gibt die Geschichte ihres Fortschreitens, die Erlöse ihrer richtigen und die Mißerfolge ihrer falschen Anwendung. Seine Betrachtung schließt er mit der Herausstellung seiner Erkenntnis, — die sich auf langjährigen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen stützt — daß wir mit unserer Krankenpflege in Krankenhäusern auf einem ganz falschen Weg sind. Ihm sind diese Krankenhäuser wirkliche Krankenhäuser, in denen nicht nur kranke Menschen leben, sondern in denen sie krank werden, weil diese kranken Häuser durch den dauernden Aufenthalt von kranken Menschen erfüllt sind von dem Miasma, dem Träger der Infektion. Dafür tritt Bloss ein für ein Freiluft-Gejundungshaus, in dem die Menschen an Luft und Sonne und Wasser gesund. Er berichtet von den Erfolgen in solchen modernen Krankenhäusern, etwa nach dem System Dosquet. Man verstehe nicht, wie trotzdem immer noch Krankenhäuser nach dem alten System gebaut werden, wo doch in solch einem Gefundungsbaus die Baustoffe für ein Bett umgerechnet nur etwa 6000 Mark betragen, gegenüber 15 000 bis 20 000 Mark pro Bett im Krankenhaus alten Stils. Aber der Mensch ist sehr konstant und braucht Jahrzehnte, um sich von alten Anschauungen frei zu machen.

Bloss stützt seine Lehre nicht nur auf eigene Erfahrungen, sondern vor allem auf die Erkenntnisse von Männern des 19. Jahrhunderts wie Brand, Kneipp, Sabnemann und andere. Dasselbe 19. Jahrhundert hat uns die unerhörten technischen Fortschritte gebracht, die — weil einseitig ausgenutzt — uns die heutige schwere Zeit herbeigeführt haben. Auch die Lehre des Sozialismus stammt von Männern des 19. Jahrhunderts. Aber leider werden im politischen und wirtschaftlichen Leben ihre Erkenntnisse ebenso wenig allgemein anerkannt und ausgenutzt, weil die Menschen voll engherzigem Egoismus und bar großer Gemeinheitsideen sind. Doch vielleicht darf der Sozialist aus diesem Buche die Lehre und die Hoffnung herausheilen, daß die heutige Krisezeit eine Krankheitszeit ist, in der nach Bloss die Heilung schon im Gang ist, denn Krankheit ist die Heilung. Vielleicht stehen wir auch am Scheideweg und wir wollen hoffen, daß uns politisch und wirtschaftlich der Marxismus ebenso Heilung bringt wie sie die hygienische Medizin dem kranken Menschen bringt.

Konzert der Zweitausend. Der Bezirk Mannheim im Deutschen Arbeiter-Sängerbund. Gau Baden, veranstaltet am Sonntag, 15. November 1931, im Nebelungenjahr zu Mannheim ein Konzert, bei dem alle 41 Vereine des Bezirks mit über 2000 Sängern und Sängerinnen mitwirken. Seit Bestehen der Bezirksorganisation ist

dies die erste gemeinsame Veranstaltung dieser Art. In acht Gruppen eingeteilt, bringen die Vereine unter der Leitung hervorragender Dirigenten Männer-, Frauen- und gemischte Chöre zur Darbietung. Die Programmzusammenstellung, die vom Bezirksvorstand gemeinsam mit dem Musikauschuß vorgenommen wurde, bewegt sich ganz in denen vom Deutschen Arbeiter-Sängerbund herausgegebenen Richtlinien. Verbunden mit diesem Konzert ist eine kleine Gedächtnisfeier für den genialen Schöpfer proletarischer Chöre, dem Arbeiter-Komponisten G. Ad. Uthmann. Durch Herausgabe eines künstlerisch ausgeführten Plakates (Entwurf: Grafiker Friedrich Sälinger, Mannheim) und einer umfangreichen Festschrift wird der Vorstand in der breiten Öffentlichkeit auf die Bedeutung dieser Veranstaltung aufmerksam gemacht. Das Konzert der 2000 wird nicht allein eine kulturelle Veranstaltung, sondern zugleich eine maßvolle Kundgebung der Arbeiter-Sänger von Mannheim und Umgebung werden.

Bruderverein. Vom 2. bis 5. Oktober 1931 findet das II. Badische Bruderverein in Baden-Baden statt. Es gelangen eine capella-Chöre, Streichquintett, Orgelwerke, Emoll-Welle sowie die Malle, Vierte und Siebente Symphonie zur Aufführung.

Der Musikreferent des Berliner Gewerkschafts, Klaus Kringsheim, folgt einem ehrenhaften Ruf an die Musikakademie in Lötia. Er wird dort als Dirigent und Lehrer der Komposition wirken.

## Der irrsinnige Hauptmann

„Der Soldat soll nicht seinen Willen haben, sondern ihr sollt alle einen Willen haben, und das ist mein Wille.“  
Wilhelm II., am 16. November 1893.

Dreimal hatte die militärische Karriere von Viktor Wellesch in ihren Fugen gekracht. 1855 hatte er im Kasino eine Ordonanz halbtags geprügelt; sechs Jahre später band er der Hausfrau der Gräfin W. eine brennende Lunte an den Schwanz, die das arme Tier um den ganzen, die Gräfin um den halben Verstand brachte; nach einigen Monaten übte er sich bewogen, in einem Museum beim Anblick eines Schädelbildes der sorgsam gemalten Anwesenheit Befehle zu erteilen, und weil die dort laborierten Kolonnen für in ihrer Stellung verbarren, das richtige Bild mit seinem Gegenwärtigen hunderteckig zu durchschauen. 1863 wurde er für notwendig geachtet erklärt, worüber Viktor Wellesch sich ärzte und zu laufen begann, da seine Großmutter die Schwester eines Generals war, wurde der Militärarzt, der die Geisteskrankheit festgestellt hatte, pensioniert, Viktor zum Hauptmann befördert und, zur Strafe und Mahnung, nach Graudenz verlegt.

Nach sechshündertachtmarzige stand die Landwehrkompanie des preussischen Hauptmanns Viktor Wellesch am Weichselufer. Es war ein Sommerabend. Auf dem Strom riefen sich stöhnend breite Eischollen, frohger Sturm piffte über die Wiederrung, zweihundertwölf Soldaten standen schwer bewacht, erschöpft, frierend und wartend auf dem dunklen Uferboden.

In einiger Entfernung sah Viktor Wellesch etwas voraubeugen auf seinem Pferd und ritzte völlig regungslos minutenlang mit starren, eingestrichenen Augen einen Punkt auf dem gegenüberliegenden Ufer. Kläglich riefte sich der Körper, das Gesicht belebte sich, die linke Hand holte nervös aus der Satteltasche die letzten Schnapsreferenzen, er trank hastig, wendete in einem Auf das Pferd zur Kompanie und brüllte in merkwürdig schrillen Ton in den Wintermorgen: „Ganze Kompanie, in Angriffslinie zur Weichsel angetreten, marsch, marsch!“

Mechanisch lösten sich die Marschlotionen und formierten sich breit in Frontstellung. Viktor Wellesch tänzelte trillernd an die Kompanie heran, mußerte die völlig ermüdeten Gefallen, führte funktgerecht das Pferd rückwärts, um die ganze Front in sein Blickfeld zu bekommen. Er schob den Helm weit zurück, über der kurzen Stirn wurden die rötlichen Haarborsten sichtbar, er janz plöschlich ganz laut einige wirre Takte, jagte sein Pferd in kurzem Galopp an die linke Flanke und schrie freudig in die Ohren von zweihundertwölf Männern: „Ganze Kompanie in die Weichsel, durch die Weichsel, marsch, marsch!“

Die Kompanie stand hart. Im Entsetzen eines wahnwitzigen Gedankens verlor den Müdigkeit und Kälte. Der Nachdruck des gefunden Menschenverstandes widerlegte sich urplötzlich der mörderischen Einseitigkeit eines unformierten Irrsinnigen.

Starr sah Wellesch. Ganz allmählich und ganz langsam drückte er seinen Kopf an den Hals des Pferdes. Ein jähes Lachen gellte durch die eiskalte Luft, verflieg sich in heulenden Flüssen, und mit der ganzen Hemmungslosigkeit des entstellten Irrsinnigen fürzte der Hauptmann auf die Kompanie. Im Augenblick war er entworfen. Vier stämmige Unteroffiziere schleppten ihn weg.

Die Kompanie formierte sich wieder und marschierte in geordneten Reihenkolonnen in die Kaserne.

Das Militärgericht verhandelte in einem riesigen Gewölbe des Graudenzers Forts Courbiere. Zweihundertwölf Soldaten wurden zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Sie hatten einer Uniform den Gehorsam verweigert. Es fiel nicht ins Gewicht, daß diese Uniform den gedummen Leib eines geisteskranken Trankens baldes bekleidete. Entscheidend für den Urteilspruch war, daß sich auf den Schultern eines dieser Uniform zwei doppelt besterzte Ärmelstücke befanden. Zweihundertwölf Männer, juna, gesund, lebensdurstig und zukunftsrob, mußten die Weigerung, Selbstmord zu begehen, mit lebenslänglichem lebendigem Begraben in den grauen Grabkammern altpreussischer Zuchthäuser büßen.

Die Schreie verzweifelter Eltern, Frauen und Kinder drangen nicht auf die steile Höhe, wo Fürsten standen. Zweihundertwölf Söhne, Gatten und Väter saßen mit glattstrichenen Schädeln und Gesichtern in modrigen Zellen und warteten auf den Tod. Viele starben schnell, viele litten noch langsam dahin. Die Überlebenden sumptierten ab in launen Tagen, Monaten und Jahren trostloser Monotonie des Tünnlebens und Welleschens. Zudte bin und wieder durch eines dieser völlig gemarterten Gebirne noch ein persönlicher Gedanke und äußerte sich im entladenen Scheitel des gequälten Menschenherzens, das es, falls nach dem Gündnisse des Inspektors die Willkür der Schreie die Hausordnung bedrohte, Priegelsstrafe.

Die letzten vierzehn Mann der Graudenzers Landwehrkompanie verließen 1889 das Zuchthaus. Das kleine Häuflein zusammengekrümpfter Menschen stapfte gebüdt über die Weichselbrücke, als von weitem gedämpfte Trommelwirbel vernnehmbar wurden. Bald sahen die alten Männer einen langen, langjam vordrreitenden Menschenzug. Voran schritt ein feierlich aussehender Mann, der auf einem Riffen eine lange Reihe von Orden trug. Dann kam ein von Kränzen überdeckter Leichenwagen, dem ein aus Offizieren und vielen gewöhnlichen Menschen sich bildender Zug Hagend folgte. Major Wellesch wurde feierlich begraben.

Die Älten wankten weiter. Das Mal nahm sie auf.  
Seinrich Heining.

## Der lust'ge Babbenheimer

Valentin Traudt

32 Nachdruck verboten

Erschienen im Weser-Main-Verlag (J. Kämpfer, Kassel)

Auf dem Ummenhof war große Wäsche gewaschen, und die erste Magd Marietta trug mit der Jungmagd und dem Babbenheimer die schweren Körbe auf das Rasenstück bei dem Brunnen unter der Linde, wäshen vier Armen immer zwei Körbe. Marietta war nicht schönlich wie ihre Vorgängerin und gefiel in ihrer Herbeheit und abweisenden Art der Bäuerin auf. In Küche und Stall war sie tapfer und umsichtig und dem Mannsbild gegenüber kurz angebunden. Das junge Ding hatte immer ein gelertes Lachen auf den Lippen und war läppisch und bissig wie ein junger Hund. Mit denen schleppte der Babbenheimer die nasse Wäsche hinaus, er in der Mitte, an jedem Arm einen Korb, die Weibsknechte zur Seite. Geredet hat er mit ihnen kein Wort. Die Gieckstannen hat er ihnen aus der Waschküche geholt und mit den schweren großen Stalleimern Wasser aus dem Born ausgetragen. Es machte ihm viel Freude, zuzusehen, wie das Wasser in ungeduligen Tropfen über die weißen Stüde auf der Weische sprang und im Sonnenschein in den Farben des Regenbogens funkelte. Ganz verkommen fand er dabei, fast als ob er so etwas noch nie gesehen habe. Oben in der Linde sang ein Buchfink „Et, mein liebes Fritsche“ dazu.

„So, da bist du?“  
Das war die Hofbäuerin, die um die Ecke kam. Indem die Magde sich dem Hof zuwandten, umschritt sie mit prüfendem Auge den Weichplatz, fast jedes Stück mustend. Der Babbenheimer hatte die Eimer wieder gefüllt, hatte sie in die Kochfetten und legte sich gerade das Joch auf die Schultern. Da hielt ihn die Ummenbäuerin auf.

„Was das auch ei Arbeit vor ei Mannstet? Aber die sanne Zöpp, die lange Zöpp.“

„Geh' m'r! Die Frühkartoffel müße durchgekocht werde. Da hab' ich 'n Bier geholt, daß se noch früh genug 'nauskomme.“

„S' is doch immer so, wann ich mal mit der spreche will, bist du' furs angebunde. An hier steht du' un startst den Dingern zu, wie se die Gieckstannen schminne.“

„A no, die schöne Regenbogenfarbe.“  
„Kaufmacher.“  
Er wollte sich wieder das Joch aufhalsen.

„Blei noch ei Weil. Gestern hat der Dokter gemeint, es könnt lei, könnt sei, daß der Ummenhofer ei schwacher Mann blic un net mehr an die Fluosters greife könnt. Da hab' ich mer gleich gedacht, da mußst de den Babbenheimer so lang uf 'n Hof halte als 's nur geht. S' tut mer hüllig leid un 'n Bauer, weils so ei banniger Kerle war, wann er sich aus den Mägd auch mehr gemacht hat wie aus mir. Du lieber Gott, wer tann neae sei Natur. Natierlich hat mich 'm Anfang net wenig geärzert; aber dann, na dann lieh ich 's laue. Die Kofte habe den Hof auch net taputt gemacht. Das letzte Kind is ia gestorbe. Aber, Babbenheimer, wann mer ei Weib, was ein'm was a'gebe soll, so wie 'n Waschlumde beiseit löst, dann is das auch net gut für das Weib.“

Der Knecht flirrte ungeduldig mit den Ketten am Joch.

„D' kammst der denke, daß ich auch noch ei stark Gebüt hab.“

„Also mit dem Bauet stet 's schlecht? Er stet doch gar net so aus?“

„Was sagt dei Mutter?“

„No, als sie gehüt hat, daß der Dokter kam, meint se, ihr könnt nu sehe, wie 'r die Sach beklidit. Ihr habt aber recht, daß 'r den Dokter geholt hat. — Un wann 's nu gar so stet?“

Sie trat einen Schritt näher und ließ ihre dunklen Augen blitzen.

„D' heißt doch auch über 's Jahr?“

„Barum net!“

„Das is recht. — Und d' kammst alles von mir verlange.“

„Ihr braucht he Angst zu habe, daß ich nu mehr Lohn habe wöllt. Aber mei Musfil, die will ich behalte, so lang mer das Spag macht.“

„Un 'n Lohn hab' ich allweil gar net gedacht.“

Dabei ergriß sie seine Hand und fuhr in gedämpfem Tone fort: „Ich mein auch sonst.“

Das verwirrte ihn und er fand kein Wort. Seine Augenbrauen sogen sich ein wenig hoch. Eine Minute Schweigen. Der Buchfink sang. Von dem Weichplatz stieg erfrischender Duft auf.

„Ich schöner Morn.“

„Schön. — Ja un doch. — Wann m'r so sei Schiaff hat.“

„Ihr seid doch gesund un der Bauer kann 's wieder werde.“

„Aber das alte Lied bleit. Das Zuderwerk vor annere.“

Die Ummenbäuerin keufte.

„Sä fühl' mich so verlaße. So ganz allei. Stet, wo er so krank is, est recht. Da kommi m'r 's vor, daß ich nie 'was geholt hab. M'r hat geschütt' all die Zeit her, geschütt', un um was?“

„Wie kann die stols Ummenbäuerin, die all die Leut vor die glühdichst Bäuerin balte, so denke?“

„In mir flackert 's noch.“  
Der Babbenheimer raffte sich auf, sah sie mit blinkenden Augen an, hatte die schweren Eimer wieder in die Kochfetten und schloß sich zum Gehen an.

„Also, ich bleib auch über 's Jahr.“  
„Gut.“

Man ließ sie ihn fort und ging noch einmal zwischen den Waschküden hindurch, langsam und in Gedanken verloren. Ein warmes Bewußtsein war über sie gekommen, weil sie seine feste Zusage hatte. Was wäre sonst aus dem Hof geworden? Eine feste Hand und ein klarer Wille ist so viel wert in diesen Zeiten. Wie sicher der Babbenheimer war, den sie früher nur für einen labrigen Gesellen gehalten, der ihr zwar, wenn sie ihr Weisenmeß in der Mühe geholt und neben ihm auf einem Baumstamm geessen hatte, so gut die Zeit vertreiben konnte, aber doch stets nur im Lachen gelbten war. Freilich war es immer warm neben ihm gewesen, manchmal bedenklich warm, wohntuend, daß es einem über den Rücken wie Ameisen hinabfiel. Wenn er nun auf dem Hof blieb, konnte das noch schöner werden, da bließ sie wohl nicht der in die Kumpelkammer gestellte Regenstirn. Was waren das bisher für dürre Tage gewesen. Sie fühlte, wie ihr dabei das Blut in die Wangen stieg und fuhr wiederholt über ihren Scheitel. Ach, wenn sie einmal allein sein soll. Aber sie wird nicht allein sein. Das erträgt sie gar nicht. Jede traurige Einzelheit ihres vergangenen Ehelebens wurde wieder lebendig. — Was bin ich doch für ein schredliches Stüd! Er aber auch! Von mir weiß man heute nichts zu tun. Und wie ich bin? Aber so ist es meistens in der Welt. In der Schule haben wir von den Harihären schon gehört, daß sie außen wie Schafe, innen wie reisende Wölfe wären. Ich glaube, wir sind alle Harihären. Könnte man nur hinter alle Türen und durch alle Rippen gucken. Der Waldmüller ist der verfluchtendste Widdich, und alle sind freudlich mit ihm. Der Herr Kantor ist gewiß ein guter Mann; aber er trinkt abends in seinem Nebstuhl soviel Rotwein und Rum, daß er ins Bett gebracht werden muß. So ehrbietig wie ihm kommt man dem Trompeter Wagner nicht entgegen, der sich gelegentlich betrinkt. Und dann ber und ber und die und die. Das bricht gar nicht ab. Was ist die Welt so schlecht! Aber was kann ich gegen mich? Was können die anderen gegen sich? Allerdings muß man etwas scheinen. Wo wäre die Hochachtung vor dem Herrn Bürgermeister, wenn man seine ganze Liebe zu seiner Magd beherzt läßt? Ich bin aber noch ein schlechteres Weib. So ein Weib! Der Bauer liegt krank und stirbt bald, und ich lüde mir einen für mein Bett. Weberschen, Weberschen, sage ich mir alle Tage.

(Fortsetzung folgt.)